Otto Ludwig

Autor(en): **Fränkel, Jonas**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **11 (1912-1913)**

PDF erstellt am: **05.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-750633

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

OTTO LUDWIG

„Das Schöne wird nie fertig; immer könnt es
Noch schöner sein."

Otto Ludwigs Schaffen bedeutet eine der erschütterndsten Tragödien, die je gelebt wurden. Das Ziel deutlich, fast beklemmend deutlich vor Augen, kann ers doch nie erreichen. Jeden Tag ein neues Anlaufen — allein mit jedem Tag rückt das Ziel ferner, und statt der ersehnten Werke schichten sich Trümmerhaufen in unabsehbarer Menge auf. Gewillt, seiner Natur obzusiegen, sucht er nach Gründen des Misslingens, und nachdem er die gefunden zu haben glaubt, will er umlernen und wirft sich dem Größten in die Arme. Er verliert sich an Shakespeare. Der große Brite wird ihm das A und O aller Kunst. Keinen Schritt weit von Shakespeare darf sich der dramatische Dichter entfernen. Was ihn sein unheimlich klar blickendes Auge an neuen Möglichkeiten der dramatischen Kunst hat erschauen lassen, das alles legt er mit gläubigem Entsagen in seinen Meister hinein, um es aus ihm wieder herauszulesen und sichs als unverrückbares Gesetz vorzuhalten.

Shakespeare hat den Schaffenden in ihm erdrosselt. Über dem ewigen Nachgrübeln über alle Möglichkeiten ließ er die *eine* Möglichkeit unbemerkt vorübergehen, die die seinige war und die er, dort wo ihm die Scheu vor der Größe der Aufgabe kein so langes und strenges Noviziat aufnötigte, stets instinktiv ergriff. Ohne Liebe, doch scharf treffend hat Gottfried Keller über ihn geurteilt: er schrieb ein dramatisches Kochbuch und musste sterben, ehe er das erste Gericht gegessen.

Doch vielleicht war es nicht Shakespeare, der ihn getötet, und vielleicht war auch das „dramatische Kochbuch", die unschätzbaren Shakespeare- und Schiller-Studien, nur ein verzweifelter Versuch, sich vor den Dämonen zu retten, die über ihn Macht gewonnen hatten. Der Gefahr, die *jeden* Schaffenden bedroht, ist diese reine Dichternatur erlegen. Wir wissen von ihm — er hat es selbst mit erstaunlicher Sicherheit aufgezeichnet — wie überquellend sein Phantasieleben war, wie ihn die Visionen heimsuchten und wie er sich ihnen mit Lust hingab. Doch das Phantasieweben allein macht noch nicht den Dichter. Dichter

ist, wer seine Phantasie zu zähmen, sich ihrer Anstürme zu erwehren gelernt hat. Wer der Wollust des Bilderempfangens nicht Halt gebieten kann, den erstickt bald ihre Fülle und Fruchtbarkeit: die Kraft der meisternden Finger erlahmt unversehens, indess sich noch das Auge an dem stets sich verjüngenden Schauspiel weidet. So erging es Otto Ludwig. Er, der mit so leidenschaftlichem Eifer nach objektiven Regeln für die Tragödie suchte, der so helläugig alle Schwächen der Schillerschen Subjektivität erkannte, er war selber der subjektivste aller Dichter. Denn was soll Subjektivität andres bedeuten, wenn nicht das Hegen jedes lieb gewordenen Einfalls und jedes erschauten Phantasiebildes, die Ohnmacht, die wuchernde Bilderfülle zu beschneiden und dem Kunstwerke alles zu opfern, was ihm nicht unmittelbar dient — mag es dem Herzen des Dichters noch so teuer sein? Dieses heroische Entsagen ging Ludwig ab: das brachte dem Dichter den Tod. Oder sagen wir: nicht dem Dichter — dem Dramatiker. Denn der Dichter hat in dem Wenigen, das er vollendet, doch ein vollwertiges Zeugnis abgelegt — mögen wir auch heute gerade in seinen Dramen, die den Zeitgenossen als Ludwigs größte Taten erschienen, nicht sein Eigenstes erblicken. Doch Ludwig selbst wollte ja nur als Dramatiker gewertet werden und nur durch seine Dramen auf die Nachwelt kommen . . .

* * *

Einen ungeheuren Scherbenberg hat Otto Ludwig der Nachwelt hinterlassen. Freunde haben gleich nach seinem Tode das Wichtigste ans Licht gezogen und ahnen lassen, wie seltsam reich das Erbe sei. Im vierten Bande von Adolf Sterns Ausgabe hat dann Erich Schmidt die Fülle der dramatischen Pläne und Fragmente gemustert, die erkennen ließ, wie unermüdlich der Dichter mit seinem Genius gerungen, aber auch welch maßlos-verhängnisvollen Anteil an seinem Schaffen mit der Zeit die Reflexion sich erobert und wie unnachsichtlich sie an allem, was niedergeschrieben worden war, genagt hatte. Den außerordentlichen Wert dieser unfertigen Blöcke und der nie ausbleibenden Glossen, mit denen der Dichter dem scheinbar Fertigen immer neu auf den Leib rückte, hat man sofort eingesehen — nicht bloß ihren poetischen, mehr noch den Wert,

den sie für die Literaturgeschichte und die Ästhetik wie für die Erhellung des dichterischen Prozesses haben.

Nur noch bei Schiller, etwa in der Handschrift des Demetrius, wird uns ein ähnliches reizvoll-lehrreiches Schauspiel vergönnt, den Dichter über seiner Arbeit monologisierend zu belauschen. Bei Ludwig aber, bei dem die Beschäftigung mit einem Werke sich oft durch Jahrzehnte hinzieht und dessen Manuskripthefte alle Schichten der Arbeit deutlich zeigen, dass wir vom ersten Auftauchen eines Motivs alle Wandlungen verfolgen können, die es durchmacht, die es immer von neuem durchmacht, von den misstrauischen Blicken des Dichters gepeitscht — bei Ludwig eröffnet sich der experimentellen Ästhetik ein noch nie dagewesener Reichtum an Dokumenten dichterischen Schaffens, der nicht leicht ausgeschöpft wird.

Indessen was wir bisher kannten, war doch nur gleichsam ein erster Versuch, den Schatz dieses Nachlasses für die Öffentlichkeit auszumünzen. Jetzt soll er nun, ein halbes Jahrhundert nach des Dichters Tode, gehoben und uns endlich der ganze Ludwig geschenkt werden. Eine Gesamtausgabe in achtzehn starken Bänden wird von dem Verlag Georg Müller in München angekündigt und das Goethe- und Schiller-Archiv, das den Nachlass hütet, geht im Verein mit einem Stab von Philologen daran, die zahllosen Blätter mit ihrer verwirrenden Schrift zu entziffern, zu ordnen und in ein Ganzes zu sammeln. Die beiden ersten Bände mit den Jugenderzählungen und der Heiteretei sind soeben erschienen und legen Erzählungen, die bisher unbekannt waren, und zu den bereits bekannten wichtige Entwürfe und Pläne vor. Man darf auf die Ausgabe, die auch die reichen Tagebücher und Briefe bringen soll, gespannt sein; durch sie erst wird ein richtiges Bild dieses seltenen Mannes gewonnen werden können, dem die Kunst das Höchste war und der nicht müde wurde, nach ihr zu ringen, und sich nie an dem einmal Errungenen genügen konnte.

BERN JONAS FRÄNKEL